



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 31. Oktober 1909

(Die badischen Wahlen und der Großblock. Die Erfolge der Sozialdemokratie. Sachsen. Die Berliner Erftagwahlen. Nachklänge zu Raccontigi.)

Über die Zusammensetzung der badischen Zweiten Kammer ist die Entscheidung bereits gefallen, denn gestern haben die Stichwahlen stattgefunden. Es ist möglich, daß die Zahlen, die bis zu dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, bekannt geworden sind, noch in Einzelheiten berichtigt werden, aber in der Hauptsache ist das Ergebnis doch schon bekannt. Dabei zeigt sich, daß die bürgerlichen Parteien zwar ungefähr ihrem früheren Besitzstande nahegekommen sind, ihn aber doch nicht ganz erreicht haben. Das Zentrum hat in den Stichwahlen noch 3 Sitze erobert, bleibt also mit der Gesamtzahl von 26 nur um zwei hinter seiner frühern Stärke zurück. Die Konservativen haben in den Stichwahlen zwei Mandate gewonnen, während sie früher drei hatten; in den Hauptwahlen waren sie bekanntlich ganz ausgefallen. Dagegen sind die Hoffnungen der Nationalliberalen, die in Baden bisher die stärkste Partei nächst dem Zentrum bildeten, in der Hauptwahl aber nur 4 Sitze eroberten, stark enttäuscht worden. Sie waren freilich an 31 von den 35 Stichwahlen beteiligt, aber nur in 13 Fällen sind sie Sieger geblieben. Dadurch bleibt die Gesamtstärke der Partei im Landtage um 6 Mandate hinter der bisherigen zurück. Die 8 verlorenen Sitze der bürgerlichen Parteien — der eine Verlust der Konservativen ist durch einen Gewinn der Volkspartei ausgeglichen — sind den Sozialdemokraten zugute gekommen. Ihre Zahl steigt in der neuen Kammer vom 12 auf 20. Dieses Ergebnis verdient um so mehr bemerkt zu werden, als der Liberalismus aller Schattierungen seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederwerfung des Zentrums gerichtet hatte. Zu diesem Zweck war man auf die Wiederaufnahme des Gedankens zurückgekommen, der schon bei den letzten Wahlen zur Ausführung gekommen war, nämlich ein Wahlbündnis sämtlicher Liberalen einschließlich der Nationalliberalen mit der Sozialdemokratie für die Stichwahlen. Dieser badische „Großblock“ verwirklichte die vielberufne Parole: „Ein Block von Bebel bis Wassermann!“, die infolge der Kämpfe um die Reichsfinanzreform für die Wahlen im Reiche von Friedrich Naumann ausgegeben worden war und dort fast allgemein zurückgewiesen wurde. Man hat schon früher in Baden mit dem Großblock keine angenehmen Erfahrungen gemacht, und auch für die Reichspolitik sind daraus keine günstigen Wirkungen hervorgegangen. Es hat deshalb auch jetzt nicht an Abmahnungen von den verschiedensten Seiten gefehlt, und namentlich wurde darauf hingewiesen, daß durchaus keine Zwangslage vorlag. Gerade für die Nationalliberalen konnten die gleichen Vorteile, die ihnen der Pakt mit den Sozialdemokraten bot, auch bei einer Verständigung mit Konservativen und Zentrum erlangt werden. Aber so stark auch die Bedenken gegen die Verbrüderung mit den roten Genossen sein mochten, es überwog doch die Leidenschaft, die nach allem, was geschehen war, keine Gemeinschaft mit der Rechten und dem Zentrum haben wollte. Man wollte den eignen Vorteil nicht von dieser Seite und nicht aus dieser Hand haben. So glaubten auch die Nationalliberalen dem Großblock zustimmen und sich die frühere Zahl von Mandaten genügend sichern zu können. Der Erfolg hat nicht einmal ganz die nüchternen Berechnungen gerechtfertigt, auf die hin man das Experiment gewagt hat. Gestimmt hat die Rechnung nur bei den Sozialdemokraten, und darüber sollte man recht gründlich nachdenken. Es mag ja sein, daß die Eigenart der badischen Verhältnisse — der Charakter des alemannischen Stammes, kirchliche Verhältnisse,

Grenzboten IV 1909

36

geschichtliche und geographische Momente mögen wohl dabei mitwirken — den Gedanken eines liberal-sozialistischen Großblocks den Politikern näherbringt als irgendwo anders in deutschen Landen; sonst würden sich wohl so viele gute deutsche Patrioten nicht dazu verstehen. Vom gesamtdeutschen Standpunkt bleibt die Sache bedauerlich, weil für die nationalgesinnten Parteien niemals etwas dabei herauskommen kann. Der Liberalismus hat nun einmal seine Zugkraft für die Massen verloren. Er kann sie wieder erlangen, aber er hat sie nicht. Es gab eine Zeit, wo das anders war, als der Übergang vom absolutistischen Staat zum Verfassungsleben dem Liberalismus leicht verständliche, mit dem Vorteil der Massen sich deckende Ziele steckte. Seitdem sind so viele Gelegenheiten verpaßt worden, daß die Ideale des Liberalismus heute nur noch innerhalb des Geheges gedeihen, mit dem ihn gewisse Interessen von Bildung und Besitz umgeben haben, um ihn vor rauhem Lufthauch zu schützen. Dem dörbern Bedürfnis nach Kritik und Negation genügt er nicht mehr; das Positive, was er vielleicht erreicht hat, wirkt nicht unmittelbar und sinnfällig genug, um das Verständnis der breiteren Schichten zu befriedigen und Erwartungen anzuregen. Darum wendet sich alles, was die klare Richtung in der Politik verloren hat und im staatlichen und gesellschaftlichen Leben allerlei ihm unerfreuliche Erscheinungen zu sehen glaubt, die mit mehr oder weniger Recht oder Unrecht mit dem Namen „Reaktion“ belegt werden, nicht dem Liberalismus zu, sondern der Partei der entschiedensten Opposition und Verneinung, nämlich der Sozialdemokratie. Nicht die Zustimmung zur wirklichen Theorie der Sozialdemokratie, ja nicht einmal die Erwartung, daß diese Theorie jemals Wirklichkeit werden könne, drückt den Leuten den sozialdemokratischen Stimmzettel in die Hand. Die Entschiedenheit des Oppositionsbedürfnisses spricht dabei ebenso mit wie gerade die Ziellosigkeit dieses Bedürfnisses. Wenn der Liberalismus darüber klar wäre und einmal den Größenwahn abtäte, als ob er mit seinen Zielen und Leistungen — so wie sie bisher vorliegen — dem Volke imponieren könnte, so würde er nirgends auf die Idee kommen, den sozialistischen Heerbann mit seinen zahlreichen Züläufern von Unklaren und Unzufriedenen auch noch durch seine eigne Gefolgschaft zu unterstützen und mit ihm auf dem Fuße zu verhandeln, wie zwei starke Parteien mit positiven Zielen allenfalls verhandeln können. Die Gegenleistungen, die der Liberalismus von der Sozialdemokratie erwarten kann, können nichts anderes sein als Schein und Blendwerk. Die Lust an der ziellosen Verneinung, dieser allgemeine Ausdruck jener politischen Verärgerung, die der Sozialdemokratie ihre Mitläufer zuführt, wird immer nur in dem Maße schwinden, als die Hoffnung erregt wird und wächst, daß die Gesamtheit des Bürgertums aller politischen Richtungen ebenso entschlossen ist in der Abwehr der sozialistischen Extreme wie in dem Willen, auf dem Boden der gegenwärtigen Staatsordnung die ausgefahrenen Geleise zu verlassen und neue Bahnen zu beschreiten. Denn man glaube doch nicht, daß alle die Leute, die heute sozialdemokratisch wählen, den „Umsturz“ wollen! Das fällt ihnen gar nicht ein. Sie wollen nur auf die ihnen allein mögliche Art den Staat darauf aufmerksam machen, daß es so nicht weitergeht. Sie wollen ihn zwingen, sich auf ein neues Programm zu besinnen, indem sie ihm zeigen: wenn du das nicht tust, so verstärken sich die Elemente, mit denen du überhaupt nicht regieren kannst, bis zum Unerträglichen und bis zur wirklichen Gefahr! Das mag sehr leichtsinnig, sehr unklar gedacht und sehr töricht sein — alles zugegeben. Wir wollen diese Denkweise auch nicht verteidigen oder beschönigen, sondern nur feststellen, daß sie existiert und sogar allgemein verbreitet ist. Mit dem Augenblick, wo das Bürgertum sich zusammenschließt und mit einem positiven Willen den Mächten der Ver-

neinung gegenübertritt, wird die Sozialdemokratie wieder zurückgedrängt werden. Aber dazu gehört, daß dieses Bürgertum die nationalen Bedürfnisse und die Aufgaben der Zeit richtig versteht und einen gemeinsamen Boden findet, auf dem eine Verständigung über die wichtigsten Fragen möglich ist. Dann wird ganz von selbst das Verständnis für die großen politischen Prinzipienfragen wiederkehren; Konservative und Liberale werden wieder festen Boden in allen Volkskreisen gewinnen. Aber ohne solche Selbstbesinnung der Parteien ist daran gar nicht zu denken. Was ist das denn für ein Schauspiel, das sich dem unerfahrenen Wähler bietet? Er sieht, wie die Parteien voll Gift und Galle aufeinander losfahren, als ob es nirgends einen sich freuenden Dritten gäbe, und wenn er näher hinzutritt, um zu erfahren, wer recht hat, so hört er abgebrauchte Schlagworte, die vor fünfzig Jahren vielleicht einmal richtig waren, lassen Doktrinarismus und nirgends Klare, frisches, ehrliches Eintreten für das Wohl des Ganzen. Dafür sieht er das klägliche Schauspiel eines Duells zwischen brutaler Interessenpolitik und einer Politik der unfähigen Halbheit, die etwas will und doch eigentlich nicht will, die etwas gesagt hat und doch lieber nichts gesagt haben möchte. Und jeder der Duellanten sucht nachher dem Wähler klar zu machen, was für ein großartiger Kerl er doch gewesen ist und was für ein minderwertiges Subjekt der Gegner. Der Wähler aber denkt sich sein Teil dabei und nimmt sich vor, bei der nächsten Gelegenheit allen diesen großen Politikern zu zeigen, daß sie auf dem Wege sind, den Kredit aller staatsbehaltenden Parteien rettungslos zu untergraben und den Staat zugrunde zu richten. Gewiß, er fängt es falsch an, aber hat er in seinen Motiven so unrecht? Mit bloßem Schmäh auf die Verblendung der Leute wird man nichts dagegen ausrichten. Ebenjowenig aber werden die, die sich befehden, der bürgerlichen Parteien etwas ausrichten, wenn sie nun ihrerseits einen der Feinde einer gesunden staatlichen Entwicklung zum Bundesgenossen nehmen, um über ihren Gegner Herr zu werden. Wenn sich die Liberalen vertrauensvoll an die Sozialdemokratie wenden, um die Konservativen und Merikalen an die Wand drücken zu helfen, so wiederholen sie nur den Fehler, den die Konservativen gemacht haben, als sie sich mit dem Zentrum verbündeten, um die Liberalen auszuschalten. Sie setzen sich dadurch ebenso ins Unrecht wie die andern und begeben sich des Rechts, ihren Gegner zu tadeln.

In Sachsen sind die Stichwahlen bis jetzt nur zu einem Teil vorüber, und es läßt sich noch nicht übersehen, wie das Gesamtergebnis ausfallen wird. Nur so viel ist klar, daß hier die Verpflichtung der bürgerlichen Parteien, bei den Stichwahlen zusammenzuhalten, überall erkannt wird. Freilich erfreut man sich in Sachsen insofern einer wesentlich vereinfachten und leichter zu übersehenden Lage, als man nicht mit dem Zentrum zu rechnen hat. Das wiegt doch etwas die größere Gefahr auf, die in Sachsen von der Sozialdemokratie droht.

Auch die Reichshauptstadt hat in der vergangnen Woche ihre Wahl gehabt. Es handelte sich um die Wiederbesetzung der Mandate für die vier Berliner Wahlkreise zum preussischen Abgeordnetenhaus, die durch die Ungültigkeitserklärung der letzten Wahlen erledigt worden waren. Die jetzigen Ersatzwahlen haben damit geendet, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten, die ihre Mandate verloren hatten, wiedergewählt wurden und nur im 12. Berliner Wahlkreise — wie bei der letzten Wahl — der freisinnige Bewerber in die Stichwahl gekommen ist. Die Sozialdemokraten haben also ihre Stellung behauptet und damit doch wohl den Beweis geliefert, daß das preussische Wahlrecht nicht in dem behaupteten Umfange den „Volkswillen fälscht“ oder „einen großen Bruchteil des Volks entrechtet“, wie es in sozialdemokratischen Blättern und Aufrufen zu lesen ist.

Die auswärtige Politik hat in dieser Woche nicht gerade ihr Antlitz verändert. Noch stehen wir im Zeichen der Kommentare zu der Zusammenkunft in Raccontigi. Aber es ist bezeichnend, daß die einzige Macht, die vielleicht Ursache hätte, sich über das Drum und Dran dieses Besuchs aufzuregen, nämlich Österreich-Ungarn, durchaus keine Spur von Aufregung wahrnehmen läßt. Man scheidet also streng das Realpolitische von dem Beiwerk und dem Rankenwerk der Stimmungen und der effektvollen und sentimentalen Aufmachung. Abgesehen von dieser antiösterreichischen Einkleidung und Ausschmückung der ganzen Veranstaltung wird man es im Bereiche des Dreibundes nirgends ungern sehen, wenn sich Rußland und Italien verständigen. Dieser Verständigung eine dreibundfeindliche Spitze zu geben, wäre eine so große und nebenbei so völlig zwecklose Torheit, daß kein Grund besteht, derartiges den beteiligten Mächten unterzulegen. Im Osten aber bleiben die Verhältnisse nach wie vor schwierig, und da kann eine Verständigung zwischen zwei interessierten Mächten unter Umständen recht wohlthätig wirken. Die Fortdauer der Unruhen in Griechenland, wie sie sich neuerdings wieder in dem Martineputsch des famosen Leutnants Tyraldos und seiner eigenartigen Neuauflage der Schlacht bei Salamis gezeigt hat, erfordert die Aufmerksamkeit und Umsicht der beteiligten Großmächte in hohem Grade, wenn es gelingen soll dieses beständig glimmende Feuer zu löschen oder wenigstens zu isolieren und zu verhüten, daß die immer noch drohenden Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel etwa daraus Nahrung ziehen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 2. November 1909

Welterschütterndes auf kolonialem Gebiet haben uns die letzten Monate nicht gebracht. Der Betrieb geht eben weiter. Aber das ist an sich ein gutes Zeichen. Nach Sensationen steht unser Sinn nicht, wirtschaftliche Fortschritte sind uns bedeutend lieber. Nichtsdestoweniger scheint es, als ob uns in nächster Zeit einige Sensationen bevorstünden. Es heißt, das Zentrum wolle gegen Herrn Dernburg mobil machen, und Herr Matthias Erzberger habe schon die Anlagenschrift unter der Feder. Nun nehme ich zwar meinen Landsmann Erzberger nicht allzu ernst, wenn er als Kolonialsachverständiger auftritt, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er diesmal recht wirkungsvolle Angriffspunkte gegen die Kolonialverwaltung finden kann, wenn er will, viel bessere als in der Glanzzeit der Kolonialskandale. Er darf zum Beispiel — eingedenk der demokratischen Grundsätze des Zentrums — nur der unverkennbaren kapitalistischen Politik Dernburgs in der Landfrage, in der Besiedlungsfrage, in der Diamantenfrage auf den Grund gehn, so kann er dem Staatssekretär den Kopf ordentlich warm machen.

Nach dem, was man in parlamentarischen Kreisen so hört, wird es Dernburg in diesem Winter im Reichstag nicht allzuleicht haben, und damit würde sich das bestätigen, was wir an dieser Stelle schon im August gesagt haben. Wenn wir auch voll anerkennen, daß unter Dernburg das koloniale Geschäft dauernd in Fluß ist, und auf allen Ecken und Enden die Entwicklung und Konsolidierung der Verhältnisse schöne Fortschritte macht, so müssen wir doch sagen, daß uns seine Politik auf die Dauer allzu subjektiv ist und sich von dem Begriff „Nationale Kolonialpolitik“ zu sehr entfernt. Es spielen uns zuviel international-monopolistische Ideen herein; Dernburg nimmt zuviel Fühlung mit den Konkurrenten und zuviel Rücksicht auf die lieben Nachbarn, und es will uns scheinen, als ob dies manchmal auf Kosten der eignen Interessen ginge.

Da hat er zum Beispiel jetzt eine Studienreise nach Amerika unternommen, um sich über die dortige Baumwollproduktion zu unterrichten. Cui bono? Die Technik des Baumwollbaues in den Vereinigten Staaten kennen doch

unsre Fachleute genau und die Organisation der amerikanischen Baumwollproduktion auch. Was davon für uns zu brauchen ist, wird sowieso angewandt werden, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die Negerkulturen, die Lieblingsidee Dernburgs, für unsre Kolonien vorläufig als Utopie bezeichnet werden müssen. Wir wollen gewiß nicht bestreiten, daß Dernburg durch die Reise auch allerlei brauchbare Anregungen gewinnen könnte. Aber andererseits fürchten wir auch, daß bei ihm die Neigung besteht, die Baumwollmagnaten Amerikas für unsern kolonialen Baumwollbau in irgendeiner Form zu „interessieren“. Und das wäre unsers Erachtens überflüssig oder gar vom Übel. Wenn wir durch eignen Baumwollbau unsrer Textilindustrie eine Baumwollreserve schaffen wollen, so dürfen wir dem interessierten Auslande keinen Einfluß darauf gestatten, sonst besteht die Gefahr, daß die ganze Aktion „für die Nag“ ist. Wir wissen nicht, was an diesen Vermutungen ist, jedenfalls wird davon gemunkelt, und Herr Dernburg wird im Reichstag zu befragen sein, was daran ist, und was er überhaupt mit seiner Reise bezweckte. Soviel man hört, soll nach der Rückkehr Dernburgs versucht werden, eine große deutsche Baumwollkompagnie ins Leben zu rufen, die in großem Stil die Baumwollproduktion in die Hand zu nehmen hätte. Wenn ihm dies gelingt, und zwar unter Ausschluß aller fremden Einflüsse, so hat er sich ein dauerndes Denkmal gesetzt. Es wird Sache der Industrie sein, sich von vornherein den maßgebenden Einfluß in dieser Organisation zu sichern. Natürlich wird dies einige Opfer kosten, die zunächst à fonds perdu gegeben sind, aber es ist doch mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß der Industrie mit der Zeit bedeutender Gewinn daraus erwachsen wird. Andererseits ist zu bedenken, daß eine solche Organisation, wenn sie ohne Mitwirkung der Industrie durch die Großbanken geschaffen wird, der Industrie zeitweise das Leben schwer machen könnte, ohne daß man berechtigt wäre, sie darob zu schelten. Selbstverständlich würde ein solches Baumwollsyndikat in der Hand der Großbanken auf dem Baumwollmarkt in erster Linie die eignen Interessen vertreten. Man braucht sich nur daran zu erinnern, wie schon manchmal das Interesse gewisser Syndikate des Rheinlands mit dem der heimischen Industrie in Widerspruch geriet. Die Textilindustrie hat es in der Hand, der Entstehung solcher Vorgänge am zukünftigen Baumwollmarkt vorzubeugen. Die Enttäuschungen, die einige Textilindustrielle in den letzten zwei Jahren mit der Baumwollkultur in Afrika erlebt haben, dürfen nicht in die Wagschale gelegt werden. Selbstverständlich wird es Enttäuschungen geben. Es kann zehn Jahre, ja sogar länger dauern, bis sich der Baumwollbau in den Kolonien einigermaßen eingebürgert hat und rentabel ist, und vielleicht wird erst die kommende Generation die Früchte unsrer heutigen Mühen und Opfer ernten. Damit muß gerechnet werden, die Hauptsache ist, daß die Zukunft des Baumwollbaus in den Kolonien keinem Zweifel mehr unterliegt. Nur sind bedeutende Mittel und Anstrengungen nötig, um sie großzügig in Angriff zu nehmen. Hoffentlich finden diese weitausschauenden Pläne bei unsrer Industrie kein klein Geschlecht.

Und an Herrn Dernburg möchten wir die Mahnung richten, daß er sich bemühe, über der ganzen Sache zu stehen und seinen Einfluß und sein Organisations-talent in der Richtung einzusetzen, daß das geplante Baumwollsyndikat ein Element der Sicherheit in unserm Wirtschaftsleben, nicht der Unruhe und egoistischen Spekulation wird. Namentlich aber soll es ein nationaler Block auf dem internationalen Markt sein, sonst ist der Zweck der Übung verfehlt.

Ostafrika scheint in nächster Zeit wieder zum Bankapfel werden zu wollen. Im äußersten Nordwesten der Kolonie, in Ruanda und an der Grenze der belgischen Kongokolonie geht allerlei vor, worüber man noch nicht ganz klar sieht. Die ostafrikanischen Zeitungen fordern energisch eine Vermehrung der Schutztruppe, und

nicht mit Unrecht, denn eines Tages müssen wir doch schließlich das Gebiet zwischen den großen zentralafrikanischen Seen in aller Form beherrschen. Mit der Politik der guten Beziehungen zu den einheimischen Potentaten allein geht es auf die Dauer nicht. Womit aber um Gottes willen nicht gesagt sein soll, daß wir da hinten Krieg spielen wollen. Im Gegenteil, uns will es scheinen, daß wir die Dinge vorläufig gehen lassen sollten, bis unsre Eisenbahnen jenes Gebiet erreicht haben. Diesen Zeitpunkt schneller herankommen zu lassen, haben wir einigermaßen in der Hand. Wenn wir dann einmal soweit sind, so wird sich wahrscheinlich alles in schönster Ruhe vollziehen. Denn nach Ansicht der besten Kenner jener Gebiete denken deren Bewohner gar nicht daran, uns irgendeinen Widerstand entgegenzusetzen, wenn wir sie richtig behandeln und ihre Lebensinteressen, die den unsrigen in keiner Weise zuwiderlaufen, schonen.

Ohne genauere Aktenkenntnis läßt sich allerdings die Notwendigkeit der Verstärkung der Schutztruppe nicht bestreiten, und wir müssen daher vom Reichstag, insbesondere von der Budgetkommission erwarten, daß sie die Sachlage gewissenhaft und objektiv prüft. Immerhin darf nicht verkannt werden, daß der Etat der Schutztruppe nach Ansicht von Kundigen wohl revisionsbedürftig ist; es ist manches darin zu finden, was vor dem so notwendigen Grundsatz der Sparsamkeit nicht bestehen kann. Wir behalten uns vor, darauf zu gelegener Zeit im einzelnen zurückzukommen.

Nach genugsam bekanntem Rezept wird natürlich die Absicht der Verstärkung der Schutztruppe mit der Eingebornenpolitik in Zusammenhang gebracht. So preißt die Bossische Zeitung wieder einmal die alleinseligmachende Wirkung der Dernburg-Rechenbergischen Politik an und will ihre Leser glauben machen, daß durch Befolgung dieser Politik Verstärkungen der Schutztruppe unnötig würden. Als ob nicht gerade das Gegenteil genugsam erwiesen wäre. Der betreffende Artikel der Bossischen Zeitung liest sich akkurat wie ein Vorwärtsartikel. Alle, die nicht geneigt sind, den Neger als treuen Mitbruder in die Arme zu schließen, werden als Schweinehunde hingestellt, die den früheren „herrlichen Mohrenschlekereten“ mit ihren „prächtigen länderleerenden Resultaten“ nachtrauern — und was der abgedroschnen Scherze mehr sind. Dieses Blatt der Berliner Spießer scheint die Urteilsfähigkeit seiner Leser sehr niedrig einzuschätzen, auf solche Phantasien fallen ja kaum noch die Vorwärtsleser hinein. Die liebe „Tante Boß“ sollte sich lieber darauf beschränken, in Kommunalfreisinn und in Geschäftspolitik des Berliner Konfektionsviertels zu machen, statt sich in Dinge zu mischen, die über ihren engen Horizont hinausgehn. Für rassenbewußte Politik fehlt dort eben begreiflicherweise das richtige Gefühl. Es ist wirklich widerwärtig, daß man solches Zeug heute noch in bürgerlichen Blättern lesen muß.

Die unmittelbare Ursache der Bestrebungen, die auf eine Vermehrung der Schutztruppe hinielen, ist in den englischen, deutschen und belgischen Truppenansammlungen an der Grenze der belgischen Kongokolonie zu suchen. Unseres Erachtens nach handelt es sich nur um eine Demonstration. Seit vielen Jahren soll die Grenze zwischen dem Gebiet der drei Mächte in Zentralafrika festgesetzt werden. Bis jetzt sind alle Bemühungen an der Verschleppungspolitik der Belgier gescheitert. Unsre Kolonialverwaltung will nun endlich im Verein mit der englischen die Grenzregulierung und zugleich eine Änderung der Wirtschaftspolitik im Sinne der Kongoaakte von 1885 durchsetzen. Schon lange führt man bekanntlich in England einen scharfen Preßkampf gegen die Verwaltung des Kongostaats. In Deutschland wird die öffentliche Meinung leider durch ein wohlorganisiertes Propagandasytem, das von Brüssel ausgeht, vom Kern der Sache abgelenkt. Letzten Endes handelt

es sich bei dem Feldzug gegen die Kongoverwaltung nicht um humanitäre Dinge, sondern um wirtschaftliche Interessen. In der Kongoakte ist bestimmt, daß im Kongobeden Handelsfreiheit herrschen soll. Die Belgier haben sich aber all die Jahre nicht im geringsten daran gekehrt. Von Handelsfreiheit konnte keine Rede sein, die Belgier hatten vielmehr den Handel mit Elfenbein, Kautschuk und Kopal — etwas anderes kommt vorläufig für den Handel nicht in Betracht — vollkommen in der Hand des Staates monopolisiert. Auf welche Weise, läßt sich in Kürze nicht auseinandersetzen, die gegenseitige Behauptung ist aber einfach Schwindel. Unser ostafrikanischer Handel hat jedenfalls jahraus jahrein ungeheuren Schaden durch diese Umgehung der Kongoakte erlitten, und es ist bedauerlich, daß sich die Kolonialverwaltung und das Auswärtige Amt dies solange haben gefallen lassen. Den Engländern ist mittlerweile die Geduld gerissen, sie haben einfach, um den unsicheren Verhältnissen in Zentralafrika ein Ende zu machen, dort ein Gebiet besetzt, von dem die Belgier behaupten, daß es ihnen gehöre. Wir befinden uns in ähnlicher Lage. Die Belgier machen ebenfalls auf halb Kuanda Anspruch. Aber wir müßten verrückt sein, wenn wir dieses Gebiet, das geradezu das reichste in unsrer Kolonie ist, preisgeben wollen. Übrigens würden sich die Watussi, die Bewohner von Kuanda, eine solche Teilung, die die schwerste wirtschaftliche und politische Konfusion nach sich ziehen würde, gar nicht ohne weiteres gefallen lassen. Die natürliche Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und der Kongokolonie bildet die Kammlinie der Kitwuvulkane, wie namentlich aus der durch die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg aufgenommenen Karte deutlich erhellt. Er scheint, daß das deutsche Kolonialamt mit dem Auswärtigen Amt und die englische Regierung im gegenseitigen Einverständnis handeln. Darauf ist wohl das plötzliche Nachgeben der Belgier zurückzuführen. Vor einigen Tagen ging die Nachricht durch die Presse, daß den belgischen Parlamenten von der Regierung ein Reformplan zugegangen sei, der seinem Wortlaut nach einer vollkommenen Änderung der seitherigen belgischen Politik am Kongo gleichkommt — vorausgesetzt, daß er ehrlich durchgeführt würde. Übrigens liegt in diesem „Reformplan“ das deutliche Zugeständnis, daß man bisher auf belgischer Seite die Kongoakte nicht eingehalten hat. Bezüglich der Ehrlichkeit dieser Aktion wird man übrigens begründete Zweifel hegen müssen, denn wenn von den Belgiern die Kongoakte ehrlich eingehalten worden wäre, so wäre dieser „Reformplan“ ganz überflüssig gewesen. Es wird gut sein, wenn wir uns gegenüber den belgischen Zugeständnissen sehr reserviert verhalten und durch Einsetzung von konsularischen Vertretungen im Kongostaat für die nötige Kontrolle sorgen. Insbesondere aber müssen wir darauf dringen, daß die 600 000 Hektar Land, die nach dem „Reformplan“ von der Handelsfreiheit ausgenommen sein sollen, nicht ausgerechnet an unsrer Grenze liegen. Denn von der Handelsfreiheit in den uns benachbarten Gebieten der Kongokolonie hängt nicht zum wenigsten die Rentabilität unsrer künftigen großen Überlandbahnen ab.

Übrigens müßte uns der ganze Vorfall eine Mahnung zur Beschleunigung des Bahnbaues nach dem Viktoriassee und darüber hinaus nach Kuanda sein, damit das herrliche und fruchtbare Bergland, das heute schon ungeheure Viehherden beherbergt, endlich nutzbar gemacht und unserm Kolonialbesitz unwiderruflich einverleibt wird.

Somit wären die wichtigsten Vorgänge auf kolonialem Gebiet erörtert. Über die anderen Kolonien müssen wir uns heute kurz fassen, wir werden aber in der nächsten Nummer nochmals auf verschiedene Punkte zurückkommen.

Südwestafrika entwickelt sich in erfreulicher Weise. Die Ein- und Ausfuhr hat sich im Kalenderjahre 1908 bedeutend gesteigert. Dabei spielt die Diamanten-

ausfuhr mit 416,16 Gramm im Schätzungswerte von 51180 Mark in den Nachweisungen für 1908 noch gar keine Rolle. Trotzdem weist der Gesamthandel mit 40 974 299 Mark gegenüber 34 011 579 Mark im Jahre 1907 eine Zunahme von 6 962 720 Mark auf. Im übrigen stehen aber jetzt die Diamantfelder im Vordergrund des Interesses. Es ist dies auch kein Wunder angesichts der reichen Erträge, die sie bringen. Der Fiskus allein hat schon mehrere Millionen aus der Diamantenproduktion eingenommen, und jeder Dampfer bringt neue Sendungen.

Erfreulich ist, daß nun auch die Nord-Südbahn von Windhut nach Peetmannshoop gebaut werden soll. Die Regierung will ein Projekt vorlegen, in dem Windhut links liegen bleibt, da seine Einbeziehung angeblich zu große Kosten verursachen soll. Das ist schlechterdings unverständlich, und man kann es den Windhutern nicht verdenken, daß sie sich das nicht gefallen lassen wollen. Die Umgehung der Hauptstadt scheint uns schlechterdings undiskutierbar und direkt abenteuerrisch.

Nach langen Verhandlungen sind sich nun endlich die deutsche und die Kapregierung über die Verbindung der beiderseitigen Telegraphen in Namansdrift bzw. Steinkopf einig geworden, und der bisherige unhaltbare Zustand hört in absehbarer Zeit auf. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Räuber- und Mörderbande (siehe Rundschau in Heft 34), die vor anderthalb Jahren im Süden der Kolonie mehrere Farmen überfiel und die Bewohner ermordete, nun doch noch durch die Kapregierung auf unsern Antrag ausgeliefert worden ist und ihre gerechte Strafe gefunden hat. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder ist gehängt worden.

In Kamerun macht der Bahnbau erfreuliche Fortschritte. Von der Nordbahn nach den Manengubabergen sind bis jetzt 100 Kilometer in Betrieb, und die ganze vorläufig 160 Kilometer lange Bahn wird bis zum September nächsten Jahres fertig sein. Aus Anlaß der Eröffnungsfeierlichkeiten wird dann in Duala, dem Ausgangspunkt der Bahn, eine Landesausstellung stattfinden. Die Arbeiten an der südlichen Linie, die ebenfalls von Duala ausgehend nach Ebea und weiter nach Widimenge am Njongfluß führen soll, sind in vollem Gange. Von der „Südbahn“ verlautet merkwürdigerweise gar nichts mehr, obwohl doch Staatssekretär Dernburg der Vereinigung der im Südbezirk der Kolonie ansässigen Firmen ganz bestimmte Zusicherungen gemacht hat. Da diese Firmen zur Erkundung dieser Bahn, die von Kribi aus vorläufig nach Volodorf gehen sollte, erhebliche Aufwendungen gemacht haben, so wird sich die Kolonialverwaltung bald an ihre Versprechungen erinnern müssen.

In der Südsee ist, wie schon aus unsrer Veröffentlichung einer Anzahl von Altenstücken in Nr. 42 hervorging, der Friede zwischen Regierung oder Gouverneur Dr. Hahl und den Ansiedlern anscheinend wiederhergestellt. Hoffentlich gibt die heimische Kolonialverwaltung ihren Segen dazu oder unterläßt es in Zukunft, über den Kopf des Gouvernementsrats hinweg Maßregeln zu treffen, die tief in das Wirtschaftsleben der Kolonie einschneiden.

Leider hat der Draht aus Neuguinea dieser Tage auch eine Trauerbotschaft gebracht. In Kaiser-Wilhemsland ist der Forschungsreisende W. C. Dammköhler, anerkanntermaßen der beste Kenner von Deutsch- und Britisch-Neuguinea, von Eingebornen ermordet worden. Dammköhler hatte in den letzten zwei Jahren bisher unbekannte Gebiete im Innern von Neuguinea erforscht (siehe Jahrgang 1908, Heft 25, Seite 590/91) und war jetzt damit beschäftigt, seine Forschungen praktisch nutzbar zu machen, einerseits durch nähere Untersuchung des seinerzeit festgestellten Goldvorkommens, andererseits durch Versuche mit der Einführung des Baumwoll-

baues im Gebiete des Markham (Wuffi)-Flusses und des Ramusflusses. Obwohl er ausgezeichnet verstand, mit den Eingebornen umzugehen und diesen vermöge seines ruhigen Charakters sicher keinen Anlaß zu Angriffen gegeben hat, ist er nun doch noch nach jahrzehntelanger Arbeit in Neuguinea der Mordgier dieser ganz unberechenbaren Wilden zum Opfer gefallen. Ich hatte den bescheidenen und freundlichen Mann, von dem ich vor wenigen Tagen erst noch sehr befriedigt klingende Briefe erhalten habe, ins Herz geschlossen, und ich muß gestehn, daß der Gedanke, ihn nicht mehr sehen und den schlichten und doch lebensvollen Erzählungen aus seinem wechselvollen Leben nicht mehr lauschen zu können, mich trübe stimmt. In weitem Kreise war Dammköhler wenig bekannt. Persönliches Hervortreten entsprach seinem Charakter wenig. Um so mehr muß jetzt nach seinem jähen Tode betont werden, daß die Erforschung des Innern von Neuguinea zum großen Teil sein Werk war. Mit Dammköhler ist wieder einer von den alten biedern Kolonialpionieren dahingegangen. Alle, die ihn kannten, werden ihn sicherlich in freundlicher und dankbarer Erinnerung behalten.

Rudolf Wagner

Die frühere Verbreitung des Bibers. Vor einiger Zeit ist ein Buch erschienen: „D. v. Linstow, Die Verbreitung des Bibers im Quartär“,*) worin zum erstenmal in klarer und übersichtlicher Form die frühere, ursprüngliche Verbreitung eines jetzt noch lebenden Tieres gezeigt wird. Die ältesten Menschen, deren Spuren wir kennen, gehören der ältern Steinzeit an, geologisch ausgedrückt dem Quartär, und sie lebten zusammen mit Tieren, die jetzt zum Teil ausgestorben sind, dem Mammut, dem Höhlenbären, dem wollhaarigen Nashorn, dem Riesenhirsch und vielen andern, aber auch mit jetzt noch lebenden, und zu diesen gehört der Biber, der damals über den größten Teil von Europa, Asien und Nordamerika verbreitet war. Die Knochen und die Zähne des Bibers werden ferner gefunden in den Nesten der jüngern Steinzeit, in den Muschelhaufen an den dänischen Küsten, die Kjökkenmøddinger genannt werden, in den Pfahlbauten der Schweiz, die teils der jüngern Steinzeit, teils der Bronzezeit angehören, in den Überbleibseln der Eisenzeit, und dann geht der Biber in die historische Zeit über. In Nordeuropa ist der Biber erst nach der großen Vereisung eingewandert.

Dem Linstowschen Buche sind zwei Karten beigegeben, aus denen zu ersehn ist, daß sich die ursprüngliche Verbreitung des Bibers über die ganze nördliche Halbkugel der Erde erstreckte, über Europa, das mittlere Asien und Nordamerika mit Ausnahme des nördlichsten Teils und eines Streifens an der Westküste. Er fehlte in Irland, Spitzbergen, Nowaja Semlja, Südbitalien, einem breiten Streifen in Mitteleuropa, im Westerwald, Taunus, Vogelsberg, Rhön, Thüringer Wald, Frankenwald und den östlich hiervon liegenden Gebirgszügen, vermutlich weil hier die Wasserläufe zu schnellfließend sind; in Asien fehlte er in der Nordhälfte von Sibirien, im südlichen China und Indien.

Auf einer zweiten Karte sind alle Orte in Mitteleuropa verzeichnet, an denen Reste des Bibers gefunden worden sind. Seine Gesamtverbreitung erstreckte sich über Spanien, Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland, Belgien, Niederlande, Luxemburg, England und Schottland, die Doggerbank, eine westlich von Schleswig und nördlich von Holland gelegene Stelle in der Nordsee, wo früher eine Insel aus dem Meere herausragte; an der durch ihren Fischreichtum ausgezeichneten Stelle findet man am Grunde des Meeres Knochen von Mammut, Wisam, Urochs, wollhaarigem Nashorn, Wildpferd, Renntier, Elch, Hyäne und Biber. Ferner lebte

*) Magdeburg, Museum für Natur- und Heimatkunde, Band I, Heft IV, Selbstverlag.

der Biber in Grönland, Norwegen, Schweden, Österreich-Ungarn, in den Balkanländern, im europäischen Rußland, im mittlern Asien, in Afrika nur in der Nilmündung, endlich in Nordamerika. In Deutschland wurden die Nester des Bibers an 345 Orten gefunden, und daß auch noch in geschichtlichen Zeiten der Biber bei uns eine große Rolle gespielt hat, geht daraus hervor, daß 237 Namen von Städten, Flecken, Dörfern, Schlössern, Burgen, Höhen, Tälern, Flüssen, Bächen, Seen angeführt werden, die nach dem Biber genannt sind; zahlreiche Wappen von Städten und Adelsfamilien führen den Biber als Wappentier.

Vor einigen hundert Jahren kam der Biber noch massenhaft in Deutschland vor, wurde dann aber immer seltner und seltner.

In den Jahren 1656 bis 1680 wurden im damaligen Kurfürstentum Sachsen 597 Biber erlegt.

Im Jahre 1714 machte Fürst Leopold von Anhalt mit dem Landgrafen von Hessen einen Vertrag, nach dem jener diesem für jeden abgelieferten Biber einen recht großen Rekruten umtauschte. König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen erließ am 3. Juni 1734 den Befehl für die Lüddertzer Forst in der Altmark: „Sollen alle Jahre sechs (Biber) fangen und die Geile zur Hofapotheken senden und die Häute an mir, da will ich Hüte machen lassen.“

Bei Dömitz an der Elbe wurden 1789 zwei Biber erlegt, von denen der eine 39 Pfund wog.

An den Ufern des Langen Sees bei Warmen in der Rominter Heide gab es 1800 noch bewohnte Biberbaue, und 1805 wurde in dieser Gegend der letzte Biber von einem Holzhauer mit der Art erschlagen. In Mecklenburg wurde 1819 der letzte Biber geschossen, in Ostpreußen bei Memel 1844, in Westpreußen bei Kulm 1865. In Galizien lebten 1861 noch Biber, der letzte Biber in Böhmen starb 1883.

Heute lebt der Biber in Deutschland nur noch an der Elbe zwischen Magdeburg, Wittenberg und Torgau, von wo er gelegentlich in die Nebenflüsse Saale und Mulde kommt; in Frankreich kommt er an der Rhône vor, ferner wird er noch gefunden in Norwegen, in Bosnien, in Mesopotamien und im mittlern und südlichen Sibirien, besonders aber in Nordamerika; wenn man aber fortfährt, ihn so massenhaft zu töten, wie es bisher geschah, so wird er auch hier bald selten werden; die Hudson-Bai-Gesellschaft brachte 1866 144744 Biberfelle in den Handel, 1892 nur noch 16300; der Biber bringt dem gewinnstüchtigen Menschen einen dreifachen Vorteil: durch sein Fell, sein Fleisch und das Bibergeil, das in den Apotheken gebraucht wird.

Quaternärer Säugetierarten, die mit dem als ältesten bekannten Menschen in der ältern Steinzeit in Mitteleuropa lebten, kennt man 167 Arten; von diesen sind in den spätern Perioden nach Norden, Süden und Osten 23 Arten ausgewandert; ausgestorben sind 56 Arten, jetzt leben noch 88 Arten, von denen aber mehrere, wie das europäische Wisent, der nordamerikanische Büffel und der Biber, dicht vor dem Aussterben stehn. Neu entstanden ist in dieser Zeit, die wir auf mindestens achttausend Jahre veranschlagen müssen, während der Darwinismus sie auf über hunderttausend Jahre schätzt, keine einzige Art. Die Wissenschaft kann also über die Entstehung der Arten keine Beobachtungen machen und Erfahrungen sammeln, und deshalb ist die ganze Darwin-Haekelsche Entwicklungstheorie eine Hypothese; eine Bemerkung, die übrigens nicht dem Linnowschen Buche entnommen ist.

Das Lied des Meeres. Unter diesem Titel ist vor einigen Monaten im Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ein Roman von Clara Hohrath erschienen, der diese Schriftstellerin in neuer, sieghafter Entwicklung zeigt. Der Bretagne vorgelagert, nördlich der Loiremündung, ragen die kleinen bergigen Inseln

Souat und Hoëdik aus den Fluten. Nur wenigen wird ihr Name, noch wenigern aber bekannt sein, daß diese Eilande bis vor ganz kurzer Zeit eine ganz eigenartige Verfassung besaßen. Der Priester, der *recteur*, jeder Insel war ihr absoluter Herr, übte Polizei und Gerichtsbarkeit, ja Schankrecht und Kramhandel aus, und erst mit der Trennung von Kirche und Staat ist die eigenartige politische Stellung dieser Inseln geschwunden und ihr Sonderrecht der Verwaltungsschablone eingeordnet worden. Ein verschlossenes, oft hartes, aber treues und frommes Volk hat sich dort in der ununterbrochenen Überlieferung der Jahrhunderte erhalten, nicht ohne freilich auch heidnische Reste aus Urzeiten in sein katholisches Kirchentum mit hinüberzuretten. Die Leute sprechen die auf dem Festlande nicht mehr geläufige bretonische Sprache, und das zieht noch einen neuen Ring um ihre Abgeschlossenheit. In diesen Kreis tritt bei Clara Hohrath ein junger Priester als Beherrscher der Insel Hoëdik. Durch Güte und Festigkeit ebenso wie durch sein männliches und mutiges Wesen gewinnt er zuerst die Frauen, dann die Männer dieser Seefahrten, den Wellenkampf gewohnten, wortfargen Bevölkerung. Seine Hand ist mild, wenn es gilt, zu Unrecht Versetzte wieder in die Arme der christlichen Gemeinschaft ziehen, und sie ist hart, wenn lieberliches Wesen, unbesonnene Leidenschaftlichkeit dem schlichten Leben dieser Menschen ferngehalten werden sollen. Aber sie vergreift sich in einer entscheidenden Stunde: der Rektor will am hohen Volksfest den alten Heiligen entthronen, den sie am Hüengrab verehren, den die Nachkommen einer für zauberkräftig gehaltenen Sippe betreuen, dem in der Kirche selbst ein rohes, angeblich wundertätiges Bild errichtet ist — und der doch in keinem Heiligenkalender steht, sondern ein heidnischer Götze ist, von wilden Sagen umflossen, notdürftig der Kirchenlehre eingefügt. Aber da erlebt er, der sich schon sicher in der Liebe seiner Untertanen wohnen glaubte, die große Enttäuschung: sie folgen ihm nicht, sie lassen sich diesen Heiligen nicht entreißen. Er selbst führt das Holzbild in die Kirche zurück, belehrt, daß er diesen Armen den alten Herzensstolz nicht rauben darf, aber auch innerlich wankend geworden an seinem Priesterberuf. Und da nun trotz seiner und seiner Notabeln Einspruch der Insel die alten Rechte genommen und die neuen Ordnungen der französischen Republik aufgezwungen werden, zieht er die Soutane aus, bleibt aber als ein tapftrer Genosse der alten Meerfahrer unter ihnen, immer noch als Vorbild und Berater geehrt, ihnen immer noch von der Weihe eines unzerstörbaren Priestertums umgeben. Und dies letzte empfindet er so stark, daß er seinen Inseln zuliebe die tief geliebte Frau nicht an sich fesseln will, die einstige, nun durch die Aufhebung ihres Ordens freigewordne Schulschwester — auf einer stürmischen Fahrt findet er mit ihr ein kurzes, dem Sturme abgerungnes Glück und ein gemeinsames Grab im Dzean.

Dieser Schluß ist nicht ganz zwingend, man möchte den beiden nach allem von ihnen Erlebten und Bezwungenen die Kraft zutrauen, gemeinsam und doch in ungeminderter erzieherischer Wirksamkeit ihr Leben unter den ihnen ans Herz gewachsenen Inselleuten zu führen. Sonst aber ist das Werk, Clara Hohraths reifste Schöpfung, voll von Schönheit und Glanz. Es zieht uns ganz in den fremdartigen Kreis seiner Menschen, zeichnet jeden mit seiner Gebärde und läßt um den Helden das ganze Volk leben und leiden. Jede idyllische Schönfärberei, jede übertreibende Tendenz ist vermieden, diese Bretonen sind echte Menschen, deren Noheit uns nicht verschwiegen wird, deren feste, ob auch oft aus seltsamen Quellen rinnende Frömmigkeit sie aber über ihr Handwerk und ihre oft ausbrechenden niedern Instinkte hinweghebt. In einer Fülle einzelner feiner Beobachtungen hat Clara Hohrath diese eigne Welt lebendig gemacht, und wirklich klingt, wie der Titel des schönen Buches das ausspricht, das Lied des Meeres überall mit hinein, gibt einmal den tiefem Grundalford der Gesehnisse, ein andermal die Dominante über

den leidenschaftlichen Kämpfen, die immer wieder aus den Herzen stammen und erst in den Herzen ganz bezwungen werden. Das Interesse an dem fremden und von der Verfasserin erst für uns entdeckten Stoff ist nicht größer als das an seiner Darstellung und Beherrschung.

Heinrich Spiero

Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen von Professor Dr. F. Rügen. Fünfte, neu bearbeitete Auflage mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Tafeln und Karten. Herausgegeben von Dr. Victor Steinecke. 559 Seiten. Geheftet 10,50 Mark; in Leinwandband (oben mit Goldschnitt) 12,50 Mark. Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau. Rügens weitverbreitetes, jetzt in der fünften Auflage vorliegendes Werk könnte man wegen seiner vollendeten Darstellung und gehobenen, oft begeisterten Sprache das Hohelied von der Schönheit und der Größe des deutschen Landes nennen. Von den Alpenketten bis zum Nordgestade führt uns die lehrreiche, Geist und Phantasie beständig anregende Wanderung; überall wird die Gestalt des Landes mit der Geschichte und dem Leben seiner Bewohner in enge Verbindung und Wechselwirkung gesetzt. „Nicht die reine Natur, so heißt es auf Seite 39, oder das bloße Menschenwerk nimmt unsre ganze Teilnahme und unsre höchste Bewunderung in Anspruch: das vermag erst das Verhältnis zwischen dem Menschen und der Natur, wenn wir sehen, wie sie ihm ihren Stempel aufprägt und er ihre Fesseln zerbricht und abwirft, bis er sich unter weiser Benutzung der von der Natur ihm dargebotenen Mittel zum Herrscher der Erde macht.“ Der Herausgeber, Victor Steinecke, hatte schon in der vierten Auflage alle Ergebnisse der modernen geographischen Forschung für die Verbesserung und Ergänzung des Werkes ausgenutzt: die neuen Ideen, die Nitchosen und Bend für die Betrachtung der Erdoberfläche aufgestellt haben, die Grundsätze, die von Nagel über die Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und seinem Wohnsitz gefunden worden sind, die Forschungen, die Kirchhoff und seine Schule über die deutsche Landes- und Volkskunde gemacht haben, und auch die mustergiltigen Darstellungen einzelner Teile Deutschlands, zum Beispiel Schlesiens durch Partsch und Thüringens durch Regel. Auch die neue Auflage hält sich auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung; der Bearbeiter hat die Reihenfolge der Betrachtungen mehr nach den Anforderungen der Wissenschaft geordnet, die Behandlung der einzelnen Landschaften gleichmäßiger gestaltet und Text und Bild in engere Beziehung gebracht. Die Illustrationen sind wahre typographische Kunstwerke. Das wertvolle Werk sollte in keiner gebildeten Familie fehlen.

Der Introitus. In dem ersten der Aufsätze über Kohlers Rechtsphilosophie hatte ich es Seite 561 wunderbarlich gefunden, daß der evangelische Kalender die Sonntage vor und nach Ostern mit den lateinischen Anfangsworten des katholischen Messintroitus benennt, der katholische nicht. Herr Pastor Niedner in Glauchau schreibt mir nun, Luther und die meisten lutherischen Kirchenordnungen hätten ja den Messintroitus, allerdings verdeutsch, in ihre Liturgien herübergenommen, die Kalendermacher aber seien eben konservativ und hätten an den alten Bezeichnungen, die in der vorreformatorischen Zeit allgemein üblich gewesen, festgehalten; es sei die katholische Kirche, die, aus welchen Gründen möge dahingestellt bleiben, eine Umnennung vorgenommen habe. Die Tatsachen an sich finde ich nicht verwunderlich; ich meine nur, daß die beiderseitigen Benennungen wunderbarlich anmuten, weil einer, dem die Tatsachen unbekannt wären, das Entgegengesetzte erwarten würde.

C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig